Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

IX.

Drei Bonner Historiker.

Rede beim Antritt des Rectorats, 18. October 1867, gehalten

von

Heinrich von Sybel.

Ich übernehme das Amt, zu welchem mich für das nächste Jahr das ehrende Vertrauen meiner Collegen unter Zustimmung der Staatsregierung berufen hat, mit dem Gefühle der lebhaftesten Dankbarkeit. Soweit meine Kraft reicht, werde ich danach streben, jenem Vertrauen zu entsprechen, und das Wohl unserer Hochschule nach allen Richtungen zu wahren. Ich bitte dabei vor Allem um Ihre thätige Unterstützung, meine Herrn Collegen; ich befinde mich zum ersten Male in dieser Stellung, und fühle die Ehre und die Verantwortlichkeit derselben in um so höherem Maße, da mein Amtsjahr durch die Feier des fünfzigjährigen Bestehens unserer Universität ungewöhnlich reich an officiellen Pflichten sein wird.

Bei dem Eintritte in ein Festjahr wie dieses, wird von selbst der Blick rückwärts gelenkt; man hat den natürlichen Trieb, bei einem solchen Abschnitte gewisse Summen der Entwicklung zu ziehen, und durch den Ueberblick über die Vergangenheit sich zum Fortgang in die Zukunft zu stärken. So bitte auch ich an diesem Tage mir einige Worte der Erinnerung an die hiesigen Vertreter meiner Wissenschaft, der Geschichte, in der jetzt zu Ende gehenden Periode unserer Universität zu verstatten. Die Aufgaben dieses Faches sind von einem allgemeinen Interesse; unsere Historiker haben an ihrer Lösung mit hohen Ehren, ja zum Theil mit den höchsten Erfolgen, die dem Ge-

lehrten überhaupt erreichbar sind, gearbeitet, und in mehrfacher Beziehung sind diese Männer nicht blos Lehrer eines eng begränzten Schülerkreises, sondern ächte Repräsentanten einer ganzen Epoche gewesen. Indem ich in diesem Sinne die Thätigkeit derselben mit raschen Strichen zu zeichnen versuche, beschränke ich mich, was nicht erst der Rechtfertigung bedürfen wird, auf die Hervorragendsten unter den Verstorbenen: möge es uns Lebenden vergönnt sein, nachstrebend heranzuwachsen, und so von dem kommenden Geschlechte ähnlichen Dank zu verdienen, wie wir ihn jenen Vorgängern schulden.

Als unsere Universität vor 50 Jahren gegründet wurde, trieb in der deutschen Geschichtswissenschaft das frische und begeisterte Leben, welches den hoffnungsreichen Beginn einer neuen Epoche, einer neuen Jugendzeit des Geistes charakterisirt. Im 18. Jahrhundert hatte unsere geschichtliche Forschung sehr gründliche und sehr geistlose Studien im Dienste der Reichsgerichte oder der Landesregierungen gemacht; daneben war eine sehr geistreiche, aber durchaus nicht immer gründliche Weise philosophischer und weltbürgerlicher Geschichtsbetrachtung aufgekommen; die echte historische Auffassung aber, welche das kritische Studium des Einzelnen und die geistige Durchdringung des Ganzen auf dem Boden eines positiven nationalen Lebens verbindet, erhielten wir erst in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts. In der Zeit der französischen Fremdherrschaft, unter dem Drucke einer unerträglichen Gegenwart richtete man sich innerlich wieder auf an dem Bilde einer besseren Vergangenheit; besiegt auf dem Schlachtfelde, fand man die innere Stärke wieder in der Betrachtung des tausendjährigen Lebensganges unserer Nation, des Reichthums unserer Culturgeschichte, der Eigenartigkeit unseres Rechtes, der Herrlichkeit unserer Sprache. Das Studium der Vergangenheit diente von nun an nicht allein mehr den Advocaten des Reichskammergerichts; es wurde eine Lebens- und Herzenssache der ganzen Nation; es begann seine Forschung über die Hof- und Staatsactionen hinaus in alle Kreise des Culturlebens zu erstrecken; es drang mit ganz neuer Energie auf Sicherheit und Weite des Blickes, auf Breite und Tiefe der Erkenntniß. Dann kamen die stolzen Jahre der Befreiungskriege; unsere Nation erlebte jetzt an sich selbst ein Stück Weltgeschichte, wie es niemals ein schöneres, mächtigeres, ergreifenderes gegeben hatte, und der gewaltige Schwung

solcher Ereignisse hob sofort auch das historische Schauen in lichtere Höhen und zu weiterem Gesichtskreise empor. Man hatte beispiellose Katastrophen selbst gesehen, ungeheuere Anstrengungen selbst gemacht; man hatte den ganzen Kreis der Leidenschaften durchlaufen, und alle Lebensinteressen in Thätigkeit und Gefahr erblickt: eine kräftigere Schule für das erkennende Verständniß vergangener Dinge war nicht denkbar.

Niemand wurde von dieser Strömung stärker ergriffen und vorwärts getragen, als der Mann, den wir als den eigentlichen Begründer der modernen deutschen Geschichtschreibung, und zugleich als die leuchtendste Zierde unserer jungen Hochschule zu betrachten haben, Barthold Georg Niebuhr. Eine allseitig und fast nervös erregbare Natur, ein Geist erfüllt von Scharfsinn und Phantasie, von Fassungskraft und Erfindungsgabe, ein Fachgelehrter von höchster Gründlichkeit und Genauigkeit und dabei ein nach allen Richtungen durchgebildeter Mensch: so ging Niebuhr durch eine unruhige und mannichfaltige Thätigkeit hindurch, durch philologische und juristische Studien, durch politisches und finanzielles Wirken, um endlich die Hand an sein eigentliches Lebenswerk, an die Ausarbeitung seiner römischen Geschichte zu legen. Er selbst bezeugt es, wie die große Bewegung der Befreiungskriege dabei auf ihn gewirkt hat. Früher, sagt er, mochte man sich mit alter Geschichte begnügen, wie mit Landkarten oder gezeichneten Landschaften, ohne den Versuch, sich danach das Bild der Gegenstände selbst vor die Seele zu rufen: jetzt vermochte eine solche Geschichte nicht mehr zu genügen, wenn sie sich nicht an Klarheit und Bestimmtheit neben die der Gegenwart stellen konnte — und an einer anderen Stelle: die Vergegenwärtigung anderer Zeiten bringt dieselben der Theilnahme und dem Gefühl des Geschichtschreibers um so näher, je größere Begebenheiten er mit zerrissenem oder freudigem Herzen erlebte; er fühlt über Recht und Ungerechtigkeit, Weisheit und Thorheit, die Erscheinung und den Untergang des Herrlichen, wie ein Mitlebender, und so bewegt reden seine Lippen darüber, obwohl „Hecuba dem Schauspieler nichts ist".

In den vergangenen Dingen leben wie ein Mitlebender — diese Forderung scheint jeder Historiker bei jedem Momente seines Thuns zu erfüllen: wer aber Ernst mit dem Worte macht, lernt bald, wie schwer und gehaltvoll es ist. Niebuhr erwuchs aus dieser

Energie, womit er den vergangenen Dingen so zu sagen auf den Leib rückte, zunächst die kritische Methode der Forschung, die seitdem die Grundlage aller unserer Arbeiten geworden ist. Der erste Grundsatz dieser Methode lautet: bei jedem historischen Berichte eingedenk sein, daß er nicht unmittelbar das berichtete Ereigniß, sondern zunächst den Eindruck desselben auf den Berichterstatter darstellt — und nun danach trachten, aus diesem Eindruck das Bild der Sache zu erschließen — um so endlich nicht mehr durch die Augen des alten Gewährsmannes, sondern mit zugleich schöpferischer und regeltreuer Phantasie die vergangene Sache selbst zu sehn, wie ein Augenzeuge, wie ein Mitlebender. Auch in dieser Fassung klingt die Aufgabe leicht und beinahe selbstverständlich; ihre Lösung aber ist, wie Sie wissen, nicht weniger als die Summe alles exacten Wissens auf historischem Gebiet und bezeichnet genau die Grenze zwischen dilettantischer Velleität und wissenschaftlicher Leistung. Niebuhr hat hier in höchstem Maaße epochemachend gewirkt, und Rankes Kritik so wie die seiner Schule ist nichts als Entwicklung der durch Niebuhr für immer festgestellten Technik. Dem Werthe des kritischen Rüstzeugs, wie der große Meister es zusammengestellt, thut natürlich keinen Eintrag, daß er selbst in seiner lebhaften Weise zuweilen den Bogen überspannt, die Klinge durch allzuscharfe Hiebe schartig gemacht hat. Noch nie hat ein genialer Erfinder gelebt, welchen die Heftigkeit seines Wesens nicht gelegentlich zu Uebertreibung und Irrthum fortgerissen hätte; aber auch nie hat es ohne eine solche Heftigkeit einen genialen Erfinder gegeben: und so gilt in diesem Sinne das alte Wort, daß der Weg zum Fortschritt durch den Irrthum führt. Heute, wie gesagt, bekundet und bethätigt alle solide Forschung, daß Niebuhrs kritische Methode gleichbedeutend mit echter Wissenschaft ist.

Eine andere Consequenz seines höchsten Grundsatzes ist der jetzigen deutschen Geschichtswissenschaft vielleicht etwas weniger gegenwärtig geworden oder geblieben. Wer von sich sagen will, daß er vergangene Dinge leibhaftig vor sich sehe, wie ein Mitlebender, muß nicht bloß die Berichte über dieselben kritisch gesichtet, er muß offenbar auch von ihnen selbst ein sachliches Verständniß gewonnen, er muß ihr reales Wesen begriffen haben: ohne dies kann man in genauer Wahrheit überhaupt nicht sagen, daß er sie *sähe*. Wer die

Construction und den Zweck einer Maschine nicht versteht, sieht in Wahrheit nicht eine Maschine, auch wenn er Stunden lang ihrer Arbeit zuschaut, sondern nur eine Anzahl Stangen, Schrauben ꝛc. Einem Jeden ist es klar, daß es kindisch wäre, bei der höchsten Buchgelehrsamkeit eine Geschichte der Medicin schreiben zu wollen, ohne über medicinische Dinge selbst sachverständig unterrichtet zu sein. Aber hundert und wieder hundert strebsame Gelehrte forschen und schreiben über wichtige Momente der Völkergeschichte ohne gründliches Studium der religiösen, philosophischen, ökonomischen Streitfragen, über große politische Ereignisse ohne Kenntniß des Rechtes und des Staates, über verwickelte Conflicte starker Leidenschaften, ohne Verständniß des menschlichen Herzens und seiner Bewegung, und wer sich etwas näher um unsere historische Literatur kümmert, bemerkt die Folgen dieses Verhältnisses vor Allem auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte. Ich pflege nicht häufig Thiers als maßgebend für unsere Wissenschaft zu citiren; aber ohne Frage hat er vollkommen Recht, wenn er als das höchste Erforderniß des Historikers die Einsicht bezeichnet, die Einsicht in die Höhen und Tiefen der Dinge, die er zu erzählen unternimmt. Die Quellenkritik, gerade wenn sie gewissenhaft und methodisch gehandhabt wird, kann ihrer Natur nach nur den Bestand der einzelnen Thatsache ermitteln: dann erst erscheint aber die eigentliche Aufgabe des Historikers, aus dem äußeren Bestande auf den inneren Gehalt dieser Facta zu schließen, ihren geistigen Zusammenhang festzustellen und so zu ihrer sittlichen Würdigung zu gelangen. Was nun hiefür die sachliche Einsicht bedeutet, ist klar an sich selbst, und nirgendwo kann man es sich handgreiflicher vor Augen führen, als wenn man Niebuhrs römische Geschichte mit den Werken seiner Vorgänger vergleicht. So wichtige Entdeckungen er seiner radicalen Quellenkritik verdankt, so sind doch seine größten und anregendsten Ergebnisse, z. B. die Definition und Darstellung der römischen Plebs, viel weniger das Werk der gelehrten als der staatsmännischen Einsicht, wie sie bei ihm durch vergleichende Völkerkunde und politische Praxis herangereift war und seinem divinirenden Auge Zusammenhang und Leben zeigte, wo seine Vorgänger nur unverständliche Trümmer erblickt hatten.

Auf das Engste hängt hiemit ein Drittes zusammen, die Energie des sittlichen Gefühles, die ein jedes Wort in Niebuhrs Darstellungen

beseelt und erwärmt, und sich nicht selten bis zu leidenschaftlicher Erregung steigert. Die Form seiner Bücher und Vorlesungen wird dadurch höchst individuell bestimmt; ich kann, sagt er einmal, von diesen Dingen nicht reden, ohne zu weinen; er liebt und haßt, er jubelt und trauert wie ein Betheiligter, wie ein Mitlebender. Es ist immer derselbe Grundzug: er ist in seinem ganzen Dasein inmitten der erzählten Vorgänge; er besitzt im reichsten Maße das eigentlich constitutive Talent des Historikers, die Fähigkeit, die Erscheinungen der Geschichte voll und ganz und unmittelbar auf die eigene Seele wirken und hier ihr reines Spiegelbild reflectiren zu lassen. Dabei braucht die Besonderheit des eigenen Wesens nicht verwischt oder verschliffen zu werden: im Kreise jener Römer, unter welchen seine Phantasie verweilt, bleibt Niebuhr stets derselbe, eigenartige, grunddeutsche Mensch, und um so unbefangener begeistert er sich für die alte Größe der Fremden, je glühender er im eigenen Herzen die Liebe zu dem werdenden und wachsenden Vaterlande empfindet. Ich wiederhole seine Worte: die Vergegenwärtigung anderer Zeiten bringt dieselben der Theilnahme des Geschichtschreibers um so näher, je größere Begebenheiten er selbst mit zerrissenem oder freudigem Herzen erlebt hat.

So hat er in diesen Räumen eine ansehnliche Reihe von Jahren gewirkt durch sein Wissen, durch seine Rede, vor Allem durch das Gewicht seiner Persönlichkeit. Mit dem ersten Worte jedes Vortrages stand er sofort inmitten der geschilderten Nation und Zeit; das umfassendste Material strömte seinem wunderwürdigen Gedächtnisse wie von selbst zu; der lebhafte Affect, das schneidende Urtheil, die heftige, unbewußt hervorquellende Diction, das Alles machte in jedem Momente den Eindruck, daß nicht ein Erlerntes docirt, sondern ein Durchlebtes mitgetheilt wurde, und wie oft auch wunderliche Einzelnheiten den Hörer frappiren mochten, so entzog sich doch Niemand der Wucht dieser reichen, starken und überströmenden Lebensfülle. Wohin er sich wendete, überall imponirte die Masse und Bereitschaft seiner Gelehrsamkeit, und was die Hauptsache war, ein Jeder empfand es, daß dieses Wissen seine innersten Lebenswurzeln in politischem Rechtssinn, religiöser Unabhängigkeit und heißer Vaterlandsliebe besaß. Es wäre nicht möglich gewesen, der Zukunft unserer

Universität einen charakteristischeren Vertreter, ein höheres Vorbild zu geben, als diesen Mann.

Wir dürfen es sagen: die durch ihn bezeichnete Richtung ist dann auch in seinem Fache die herrschende an unserer Universität geblieben bis auf den heutigen Tag, und wird es bleiben, so lange unserem Institute überhaupt Gedeihn und Lebenskraft bestimmt ist. Niebuhrs Nachfolger, Johann Wilhelm Löbell, war allerdings persönlich eine von jenem grundverschiedene Natur. Diese Verschiedenheit beschränkte sich nicht auf äußere Erscheinung, Temperament und Haltung, sondern der Grund- und Ausgangspunkt seines gesammten Geisteslebens war ein anderer als bei seinem großen Vorgänger. Löbell war vor Allem Aesthetiker; was in aller menschlichen Geschichte sein erstes Interesse in Anspruch nahm, war die Form des geistigen Daseins. So schien keine That ihm rühmlicher, als die des Künstlers und Dichters, und keine Forderung dünkte ihn unabweisbarer auch für den Gelehrten als künstlerische Trefflichkeit der Darstellung. Mit großen kritischen Operationen, die mit einem Schlage das Ansehen ganzer historischer Perioden verwandeln, hat Löbell sich wenig befaßt: aber wenige Menschen haben gelebt, die für diesen Theil der historischen Aufgaben ein so feines, durchdringendes, man möchte sagen genießendes Verständniß besaßen wie er. Wer auf wenigen Seiten in ebenso lehrreicher wie geschmackvoller Ausführung erfahren will, wie es um das Verhältniß von Geschichte und Poesie, von Kritik und Sage, von Historie und Historik steht, der lese Löbells Abhandlungen über diese Dinge; Niebuhr selbst und Ranke hätten nicht treffender und fördernder darüber reden können. Mit dieser Richtung und Begabung war Löbell recht eigentlich zum Literarhistoriker und bei seinem warmen Patriotismus zum Geschichtschreiber der deutschen Literatur geboren: nicht genug kann man es beklagen, daß er erst in späten Jahren der Verwirklichung dieser Aufgabe näher trat und durch den Tod inmitten der Arbeit unterbrochen wurde. In gewissem Sinne kann man freilich sagen, daß sich ihm jede begonnene Untersuchung zu einem Stücke Literaturgeschichte gestaltete. Jahre lang hatte er tiefgreifende, zum Theil grundlegende und epochemachende Studien den Zuständen des alten Germaniens und der fränkischen Monarchie gewidmet: hundert Andere wären

stolz gewesen, aus diesen gediegenen Materialien sofort eine Verfassungs- und Rechts-, eine Kirchen- und Culturgeschichte der merovingischen Zeit zu gestalten: Löbell begnügte sich, einer gewissen Bescheidenheit, aber mehr noch dem Grundtrieb seines Wesens folgend, ein Buch über den alten fränkischen Historiker Gregor von Tours, unsere Hauptquelle für jene Zeit, zu schreiben. Hier wird denn geschildert, wie Gregor aufwächst, wie seine Umgebung auf ihn einwirkt, wie er allmählich die Materialien seines Werkes mehr oder weniger ausreichend sammelt, wie er endlich als Schriftsteller disponirt, formt und urtheilt: und so lernen wir denn Staat und Kirche des 6. Jahrhunderts nicht an sich selbst, sondern zunächst als Bildungsmittel und literarischen Stoff eines bedeutenden Geschichtschreibers kennen — freilich setzen wir sofort hinzu, unser Berichterstatter ist so vortrefflich, daß wir auch auf diesem Umweg von ihm über die Merovinger mehr und besseres erfahren, als aus allen Büchern vor ihm.

Auf solche Art geht nun der ästhetische Zug dominirend durch Löbells gesammtes Wirken hindurch. Sein Gesichtskreis war deßhalb nicht beschränkt, seine sachliche Auffassung nicht einseitig: im Gegentheil wie es dem echten Aesthetiker geziemt, fesselte ihn jedes geistige Problem, jeder sittliche Conflict, gleichviel wo sie sich finden, in alter oder neuer Zeit, im Palast oder in der Hütte, im Orient oder Occident; er hatte ganz wie Niebuhr die Fähigkeit, sich an jeder Stelle in die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zu versenken, das Bild einer jeden in sein Inneres aufzunehmen, inmitten dieser Eindrücke beschauend zu verweilen. Aber während Niebuhr auf jeden solchen Eindruck sofort und lebhaft reagirte, sei es freudig oder erzürnt, lobend oder tadelnd, immer aber nach einer Stimmung aus einem Gusse, war Löbells Urtheil stets behutsam, selten unbedingt, niemals terroristisch; überall strebte es nach ausgleichender Gerechtigkeit und gleichschwebender Mäßigung, etwa wie der Kunstkenner und Sammler jede Statue seines Museums, einerlei ob sie den Achill oder den Hektor darstellt, mit gleicher Neigung hegt. In gründlichem Irrthum aber wäre gewesen, wer aus dieser allseitigen Objectivität auf sittliche, politische, religiöse Indifferenz geschlossen hätte. Seine Objectivität bewahrte ihn sicher vor jedem Parteifanatismus, aber sie

wurde zugleich begrenzt und geadelt durch eine liberale und patriotische Gesinnung, deren Lebhaftigkeit mit jedem Jahre des Greisenalters nur noch zuzunehmen schien.

Man begreift es, daß ein Mann wie dieser, überall gemäßigt und milde, jeder Heftigkeit und Einseitigkeit widerstrebend, patriotisch warm und politisch klar, aber allem Partei- und Tendenzwesen abgekehrt, bedächtig, ja langsam in der Arbeit, weil die Discussion ihm Genuß, die Form der Erörterung Herzenssache, und der Inhalt des Schlußresultates relativ gleichgültig war: man begreift es, daß ein solcher Mann in unserer ungeduldigen, parteivollen, realistischen Zeit nur selten einen glänzenden oder durchschlagenden Erfolg errang. Dennoch aber wissen zahlreiche Generationen unserer akademischen Bürger, wie eindringlich und nachhaltig seine fort und fort wachsende Wirksamkeit als Lehrer war. Eben hier auf unserem niederrheinischen Boden war es geradezu unschätzbar, daß ein Literarhistoriker von Löbells Bedeutung ein volles Menschenalter hindurch thätig sein konnte. Denn — heute ist es glücklicherweise beinahe vergessen — vor fünfzig Jahren war in diesen Landen der Masse der Bevölkerung, auch in den höheren und mittleren Classen, die Thatsache unbekannt, daß durch Lessing, Goethe, Schiller Deutschlands Literatur der aller anderen Nationen ebenbürtig geworden; weder die Kurfürsten von Cöln und Trier noch späterhin die französischen Präfecten hatten dafür gesorgt, die Jugend des Landes aus jenen Quellen ewiger Schönheit und humaner Sittlichkeit schöpfen zu lassen; im Jahre 1815 hätte man hier aller Orten antreffen können, was ich vor nicht gar langer Zeit einmal in Altbaiern erblickte, eine ganze Gruppe von Candidaten des höheren Lehramtes an einem Tische, von denen keiner Schillers Jungfrau von Orleans gelesen hatte. Die Gründung unserer Universität war, wie man sieht, in mehr als einer Beziehung ein nationaler Act; es bedeutete etwas für ganz Deutschland, daß in diesen Grenzlanden die aufwachsende Generation durch kundige Hand in den Strom des deutschen Geisteslebens hinein gestellt wurde.

In anderer Weise aber mit noch deutlicherem Erfolge hat an derselben Aufgabe der dritte unserer historischen Koryphäen gewirkt, Friedrich Christoph Dahlmann. Wenn Löbell in erster Linie Aesthetiker, so war Dahlmann, wie alle Welt weiß, in erster und

letzter Stelle Politiker. Nicht die Schönheit der geistigen Form, sondern die Kraft des sittlichen Gehaltes, nicht das ästhetische Können, sondern das ethische Sollen war der Magnet, welcher alle Bewegungen seines Innern entscheidend bestimmte. Wer ihn sah, die kräftige Gestalt, die festen Gesichtsformen, die buschigen Brauen, das treue Auge, der wußte, daß er einem *Manne* gegenüberstand, einem Manne, der in unbedingter Unterwerfung unter die Pflicht die Quelle einer unbeschränkten Selbständigkeit und unerschöpflichen Stärke besaß. Nach diesem Maße hielt er sich im Leben wie in der Wissenschaft; es gab für ihn wie für Niebuhr kein halbes Urtheil und keine Reception ohne Urtheil; es gab aber für ihn in der Geschichte — und hier unterschied er sich auf das Weiteste von Niebuhr — keine Menge relativ und specifisch berechtigter Eigenartigkeiten, es gab nur *eine* gute Sache und deren Freunde und Gegner. Ein solcher Standpunkt ist, wo er wie hier durchaus auf das strengste Sittenprincip gestellt wird, von imponirender Reinheit und Höhe, jedoch ist, wie die menschlichen Dinge einmal beschaffen sind, die Gefahr seiner Einseitigkeit nicht zu verkennen. Ein Politiker dieses Schlages setzt sich die höchsten Aufgaben und bringt sich ihnen freudig selbst zum Opfer, aber lösen wird er sie nicht leicht, da er nur an die Pflicht der Menschen appellirt und die Mannichfaltigkeit ihres Naturells so wie die Kraft ihrer Leidenschaften als unberechtigte Factoren außer Rechnung läßt: er schreibt der Zukunft ihre Programme — das ist allerdings ein hoher Beruf — aber er überläßt die Verwirklichung derselben und damit die Beherrschung der Gegenwart den Gegnern. Diesem Schicksal ist auch Dahlmann nicht entgangen; er war unter den Schöpfern des kleindeutschen Programmes ohne Zweifel der bedeutendste, aber die Ausführung desselben mußte er 1850 kläglich scheitern sehn, an dem Wirken der Partei, deren Führer sechszehn Jahre später dann die von Dahlmann gestellte Aufgabe in die Hand genommen, und die erste Hälfte dieser Bahn mit siegreichem Schritte durchmessen hat. Auch als Historiker hat Dahlmann jener Einseitigkeit seiner Stellung einen gewissen Tribut zahlen müssen, jedoch nach der gesunden Kraft seines Talentes in möglichst geringem Maße. Seine Arbeiten über Herodot und Saxo Grammaticus sind Musterstücke methodischer Kritik; die

Untersuchung geht genau und solide auf ihr Ziel los, und erledigt jede Frage, die sie sich stellt, von Grund aus. Seine dänische Geschichte wird für alle Zeiten ein Schmuck und Stolz der deutschen Literatur bleiben; so gründlich und exact und scharf ist dort die kritische Forschung, so lehrreich und anschaulich entrollt sich das Bild der Zustände, der Rechtsordnungen, der populären Entwicklung, so lebhaft und markig und einschneidend tritt der Gedanke und das Urtheil des Autors dicht an den Leser heran. Nur daß sich aller Orten ein gewisser Ueberschuß eben dieses subjectiven Momentes zeigt. Wenn Dahlmann uns dänische Seekriege, norwegische Bauernkämpfe, isländische Gerichtshändel erzählt, so gewinnen wir freilich eine deutliche, farbige, lebenvolle Ansicht dieser Dinge, aber doch noch mehr als an der Erzählung haftet unser Blick an dem Erzähler selbst, und am Schlusse haben sich tiefer und energischer als das Bild all jener Recken und Piraten die festen und guten Züge Dahlmanns in die Seele des Lesers gegraben — und wenn es freilich der höchste Grad historischer Kunst nicht ist, daß das Gemälde über dem Maler vergessen wird, so wissen wir uns bei diesem Manne doch kaum über den Tausch zu beklagen.

Man kann schon hienach ermessen, welch eine Kraft Dahlmann im persönlichen Verkehre als Lehrer ausübte. Er sprach sehr ruhig, fast immer mit mäßiger Stimme, überhaupt mit sparsamster Oekonomie der äußeren Mittel. Dabei war der stoffliche Inhalt mehrerer Vorlesungen, vom Standpunkte gelehrter Wissenschaftlichkeit betrachtet, nicht eben reich zu nennen, so viel Interessantes und Selbsterarbeitetes immerhin an vielen einzelnen Stellen erschien. Die Hauptsache war offenbar ihm selbst die sittlich-politische Wirkung, und ich zweifle, daß ein Einziger unter der Masse seiner Zuhörer den beabsichtigten Eindruck nicht an sich erfahren hat. Eine tiefe Ueberzeugung reißt mit sich fort, eine feste Willenskraft imponirt und beherrscht: bei Dahlmann erschien beides auf das Engste verschmolzen, eine im Innersten begeisterte, aber durch unverbrüchliche Selbstlenkung zusammengenommene Natur: wie hätte eine deutsche Jugend nicht erfaßt werden sollen? Jedes Wort seiner Vorträge gab Kunde von seiner strammen Beherrschung des Stoffes bis in die kleinsten Articulationen hinein; der Stil war gedrungen, im Streben auf inhaltreiche

Kürze nicht ganz frei von Manier, jedoch niemals die Wirkung, die er wollte, verfehlend. Bei aller Knappheit aber umfaßte die Rede den ganzen Gehalt dieser breiten Mannesbrust, den warmen Ernst der höchsten Moralität, das unabläſſige Wirken für Recht und Freiheit, die volle Hingebung an Staat, Nation und Vaterland. Es war nicht seine Weise, ein lautes Ausbrechen des Enthusiasmus hervorzurufen; er bewegte die Herzen und hielt sie zusammen; zwischen innerer Erhebung und ruhigen Entschlüssen pulsirte die Stimmung seiner Hörer. Auch er stand, wie Löbell, trefflich gerade hier in Bonn an seiner Stelle. Denn unter dem verkommenen Regime des 18. Jahrhunderts war den schönen rheinischen Landen die Anschauung eines wirklichen Staatslebens mit seinen Pflichten und seinem Segen ebenso abhanden gekommen wie das Bild unserer classischen Literatur. Seit 1814 entwickelte sich das Eine mit dem Anderen, rasch, lebhaft, in mannichfaltigen Richtungen, wie es bei dem erregbaren und beweglichen Geiste der rheinischen Bevölkerung zu erwarten war. Welch ein Gewinn, daß hier dem aufstrebenden Sinne ein Lenker wie Dahlmann geboten wurde, dessen Lehre und Leben eine einzige Mahnung zu politischer Freiheit und patriotischer Hingebung war.

So haben diese drei bedeutenden Männer mit- und nacheinander das historische Fach an unserer Universität vertreten, und damit einen nicht geringen Beitrag zu der Constituirung ihres Gesammtcharakters geliefert. Wir haben die tiefe Verschiedenheit ihres individuellen Wesens beobachtet: heben wir hier am Schlusse noch einmal ihr Gemeinsames hervor. Sie alle waren Meister der Forschung, d. h. des unermüdlichen, streng geschulten und doch genialen immer neu erfinderischen Fleißes. Sie alle waren erfüllt von dem Streben nach geistigem Verständniß und künstlerischer Gestaltung des historischen Stoffes, und so verschieden die Wege waren, auf denen sie zum Ziele vordrangen, so ähnlich war zuletzt das Ideal gestaltet, das ihre Geister nach sich zog. Denn sie Alle waren durchdrungen von dem Bewußtsein, daß das Wissen erst dann zur Wissenschaft wird, wenn es sich den allgemeinen Gesetzen des menschlichen Daseins einordnet, wenn es nicht bloß einzelne Notizen lehrhaft weiter trägt, sondern die Gesammtheit des Lebens veredelnd fördern hilft.

Deßhalb kommt es zu vollem Gedeihen nimmermehr auf der Grundlage einer egoistischen Gesinnung, gleichviel ob hochmüthiger Abschließung, frivoler Genußsucht oder pedantischer Einseitigkeit, sondern einzig und allein im Strome des Gemeinsinnes, der Hingebung, der nationalen Begeisterung.

Niebuhr fand wie wir sahen, die reichste Quelle für die Begabung des Historikers in seiner lebhaften Betheiligung an den großen Geschicken des Vaterlandes, und wie weit Dahlmann und Löbell sonst auseinandergingen, eben jene nationale Grundlage ihrer Wissenschaft hatten sie untereinander und mit Niebuhr gemein. Ihre Stellung zu einzelnen politischen Parteifragen war höchlich verschieden, und bei Niebuhr wie bei Löbell nicht immer die gleiche in verschiedenen Lebensaltern. In der Summe aber finden wir sie sämmtlich über die leitenden Grundsätze einig, entschiedene Widersacher des Absolutismus und der Revolution, dem Wachsthum der Freiheit eifrig dienend, der Freiheit, deren Entwickelung mit der Ausbreitung von Bildung und Sitte gleichbedeutend ist. Auf das Tiefste waren sie endlich durchdrungen von der Hoheit und Unabhängigkeit der Wissenschaft. Die äußeren Ordnungen des Unterrichts sahen sie als die wichtigste Nationalsache mit Freude unter der Leitung des Staates: den inneren Gehalt aber der wissenschaftlichen Arbeit selbst begehrten sie frei aus freiem Geiste zu schöpfen, unbeirrt durch irgendwelche, sei es weltliche, sei es geistliche Bevormundung. Es waren die Gesinnungen, welche 1810 und 1818 bei der Gründung der Universitäten von Berlin und Bonn sich schöpferisch bethätigt hatten, von denen seit jenen Berliner Tagen Niebuhrs ganze Seele erfüllt war, von deren Fortpflanzung dann die bisherige Blüthe unserer Hochschule ausgegangen und, sagen wir es sofort, die ganze Machtentwickelung unseres Staates bedingt ist.

Sie, meine Herrn Commilitonen, haben wieder nach langer Friedensruhe eine Zeit gesehen, welche, wie Niebuhr sagt, unsere Seelen durch die Gefahren, mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherrn und Vaterland stark machte. Die alten Ordnungen sind zertrümmert, unser Gesichtskreis ist erweitert, dem Wirken des nationalen Geistes ist gesunder Grund und freie Bahn geschafft. Lernen Sie

von den großen Vorbildern, an die ich heute erinnert habe, wie man solche Verhältnisse für Wissenschaft und Studium nutzbar macht; stählen Sie Ihre Arbeitskraft, indem Sie bei jeder Anstrengung nicht bloß an das eigene Interesse, sondern an das Wohl des Ganzen und das Gedeihen des Vaterlandes denken. In diesem Sinne lassen Sie uns alle, Lehrende und Lernende, zusammenwirken und zusammenhalten: dann werden wir unser Jubiläum, würdig der trefflichen Vorgänger, feiern dürfen und mit Genugthuung und Hoffnung der weiteren Zukunft unserer Universität entgegengehn.